

Die kirchengeschichtlichen und zeitgeschichtlichen Arbeiten von P. Pius Bonifazius Gams O. S. B. im Zusammenhang gewürdigt.

Mit einer vollständigen Bibliographie seiner literarischen Tätigkeit.

Von Dr. Friedrich Lauchert in Aachen.

Die wissenschaftliche literarische Tätigkeit, die Gams als Hildesheimer Professor und als Münchener Benediktiner auf dem Gebiete der Geschichte mit so großem Fleiße entfaltet hat,¹⁾ beginnt, nachdem er vorher nur das Buch: „Die sieben Worte Jesu am Kreuze“ (Rottenburg 1845) veröffentlicht hatte, im Anschlusse an seine erste lehramtliche Tätigkeit zunächst mit geschichtsphilosophischen Betrachtungen. Zuerst erschien in der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1848 (S. 435—469) die Abhandlung: „Die christliche Geschichtsbetrachtung“, eine kürzere,

¹⁾ Bonifaz Gams, geb. 23. Jan. 1816 zu Mittelbuch in Württemberg, machte seine Gymnasialstudien 1826—34 in Biberach und Rottweil, studierte 1834—38 in Tübingen Philosophie u. Theologie, trat im Herbst 1838 in das Priesterseminar zu Rottenburg ein und wurde daselbst am 11. Sept. 1839 zum Priester geweiht. Im Okt. 1839 wurde er zuerst Vikar in Aichstetten, 1840 in Gmünd, 6. April 1841 Präzeptoratsverweser in Horb, machte dann 1842—43 mit Staatsunterstützung eine wissenschaftliche Reise nach München, Berlin und Paris, wurde nach seiner Rückkehr zuerst Pfarrerverweser in Wurmlingen, 19. Dez. 1844 Professoratsverweser in Rottweil, 19. Febr. 1845 Oberpräzeptor in Gmünd. Am 1. Mai 1847 wurde er als Professor für Philosophie und allgemeine Weltgeschichte an die bischöfliche theologische Lehranstalt zu Hildesheim berufen. Die kathol. theol. Fakultät in Tübingen verlieh ihm die Doktorwürde honoris causa. Am 29. Sept. 1855 trat er als Novize in die Benediktiner-Abtei St Bonifaz zu München ein, wo er den Ordensnamen Pius annahm (als Schriftsteller fügt er demselben meistens den Taufnamen Bonifazius bei) und am 5. Okt. 1856 Profefß ablegte. Hier war er als Prediger und in der Seelsorge tätig und bekleidete im Laufe der Jahre die Ämter eines Novizenmeisters, Subpriors und Priors. Daneben entfaltete er seine ausgedehnte wissenschaftliche Tätigkeit. 1864—65 machte er zu Studienzwecken für seine Kirchengeschichte Spaniens eine Reise nach Spanien. Nachdem er in seinen letzten Jahren allmählich erblindet war, starb er am 11. Mai 1892. — Vgl. K. Grube, P. Pius Bonifazius Gams. Ein Gedenkblatt; *Histor.-polit. Blätter*, Bd. 110 (1892), S. 233—250. — [P. Odilo Rottmanner], Zu einem Jubiläum (P. Gams); *Histor.-polit. Blätter*, Bd. 104 (1889), S. 478—480. — Ders. im *Histor. Jahrbuch* Bd. 13 (1892), S. 687 f. und im *Deutschen Hausschatz*, Jahrg. 18 (1892), Nr. 45, S. 710 f. — Lindner, *Die Schriftsteller des Benediktiner-Ordens in Bayern*, Bd. II (1880), S. 271 f.; *Nachträge* (1884), S. 76 f. — Neher, *Personal-Katalog der Geistlichen des Bistums Rottenburg*, 8. Aufl. 1894, S. 74. *Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner-Orden*, 13. Jahrg. (1892), S. 294—296. — Lauchert in der *Allgemeinen deutschen Biographie*, Bd. 49 (1904), S. 249—252. — Dem hochw. Herrn Stiftsbibliothekar Dr. P. Odilo Rottmanner bin ich für gütige Mitteilung einer in St. Bonifaz vorhandenen Aufzeichnung von Gams über die früheren Daten seines Lebens, Herrn Dr. Franz Binder für gütige Mitteilung der von Gams herrührenden Beiträge zu den *Histor.-polit. Blättern*, soweit sie nicht unterzeichnet sind, zu Dank verpflichtet.

aber sich vielfach wörtlich mit dem folgenden Buche berührende Fassung der leitenden Gedanken; dann zwei Jahre später das Buch: „Ausgang und Ziel der Geschichte“ (Tübingen 1850), das sich „die Aufgabe gestellt hat, die Geschichte auf das Christentum zurückzuführen, oder zu zeigen, daß ohne Christus und sein Werk in der Welt es weder eine Weltgeschichte gäbe, noch ohne ihn die wirkliche Geschichte genügend verstanden und erklärt werden könnte“ (Vorrede S. III). Gams erhebt dabei keinen Anspruch auf Originalität der Gedanken, gibt sich auch nicht der Hoffnung hin, Gegner der christlichen Weltanschauung dadurch für eine andere Überzeugung zu gewinnen, sondern möchte hauptsächlich „seinen Lesern, welche mit ihm auf demselben Standpunkte des Glaubens stehen, einige geistige Anregung, sowie eine Aufforderung zum weiteren Nachforschen an die Hand geben“ (ebd.). Die Darstellung geht dabei vielfach in den erbaulichen Ton über, aber in immer anregender, geistvoller und gehaltreicher Weise. Dabei nimmt er auch besondere Rücksicht auf die damaligen Zeitverhältnisse: „Er hat, neben anderm, in dieser Schrift besonders zu zeigen gesucht, in welchem Zusammenhange die christliche Freiheit mit der politischen Freiheit stehe; daß die erstere der letzteren nicht nur nicht im Wege stehe, sondern die einzige Bürgschaft sei, daß die bürgerliche Freiheit nicht früher oder später in sich selbst untergehe. Denn nur, wen der Sohn frei macht, der ist wahrhaft frei. Das gilt, wie von den Einzelnen, so von den Völkern und Zeitaltern“ (S. IV). Ein 1. Kapitel, „Übereinstimmung und Widerspruch in der Idee der Geschichte“ (S. 1—14) stellt einleitend die den verschiedenen religiösen oder antireligiösen Weltanschauungen der Gegenwart entsprechenden verschiedenen Geschichtsauffassungen einander gegenüber. Dann wird die dem Standpunkte des positiven Christentums entsprechende Idee der Geschichte dargelegt; der Gedankengang des Ganzen ist in den folgenden Leitsätzen gegeben: „Die Nomadenvölker stehen außerhalb der Geschichte (S. 15—18). Ebenso die nur für und von dem Kriege lebenden Völker (S. 19—25). Die Bedingung einer geschichtlichen Entwicklung für die Völker ist der Staat (S. 25—32). Aber in dem Staate liegt nicht die Bürgschaft einer regelmäßigen und fortschreitenden Entwicklung (S. 32—47). Große Männer sind eine große Macht der Entwicklung in der Geschichte (S. 47—50). Aber diese Macht der Entwicklung ist vergänglich und unzuverlässig (S. 50—55). Der Geist des Menschen ist nicht das Prinzip der Entwicklung der Geschichte (S. 56—61). Auch die Leiden und Schicksale der Völker sind nicht die weckende und belebende Kraft in der Geschichte (S. 61—68). Auch die äußere Natur ist nicht das ausreichende Prinzip der Entwicklung“ (S. 69—72; zusammen-

fassender Rückblick auf die bisherige negative Seite der Betrachtung S. 72—95; hierauf folgt die positive Seite:) „Nur Gott, der das Geschlecht geschaffen, konnte es auch erneuern, und von seinem Falle erheben (S. 96 f.). Christus ist der Mittelpunkt der Geschichte durch die von ihm geoffenbarte Wahrheit (S. 97 bis 104). Christus ist das neue Prinzip der Geschichte durch die von ihm vollzogene Erlösung (S. 104—113). Christus ist das Prinzip der Geschichte durch die Macht der Einheit und Einigung, welche mit ihm in die Welt eintrat, deren neues Haupt er geworden (S. 113—123). Diese Einheit ist in Christus ein die Völker umschlingendes Band geworden (S. 123—133.) Christus ist das Prinzip der Geschichte, weil in ihm allein ein wahrhaftiger Fortschritt dem Geschlechte eröffnet ist (S. 134—140). Christus ist das Prinzip der Geschichte, weil er allein die wahre Glückseligkeit dem Geschlechte und den Einzelnen mittheilt“ (S. 141 bis 157). Nach diesen Ausführungen über das wahre Prinzip der Geschichte legt das Schlußkapitel des 1. Theils die „verschiedenen Ansichten von dem Ziele der Geschichte“ dar (S. 158—182), indem es gegenüber den verschiedenen gegnerischen Ansichten nachweist, „wie das Ziel und der Fortschritt der Geschichte in nichts anderem liegen könne, als in der vollständigen Aneignung und Einführung des Christentums in das Leben der Völker“ (S. 158). In diesem letzteren Zusammenhange werden die zeitgemäßen Erörterungen über wahre und falsche Freiheit gegeben, mit dem Schluß (S. 181 f.): „Die Grundzüge und Grundlagen der wahren Freiheit, welche zuletzt auch eine gemäßigte politische Freiheit in ihrem Gefolge haben muß, sind in dem Christentume gegeben. Es befreit vorerst den Geist innerlich. Es befreit ihn von Leidenschaft, Gewaltthätigkeit und Herrschsucht. Es flößt ihm Gehorsam, Wohlwollen und Menschenliebe, Achtung vor der Person und dem Eigentum des Nebenmenschen ein. Es hält allen Gwaltbabern die Rechenschaft vor die Seele, welche sie vor dem Herrn für die ihnen anvertraute Macht ablegen müssen. Gewiß eine starke Aufforderung, dieselbe nicht zu mißbrauchen und die Schranken mit Gewalt zu durchbrechen, welche ihr Handeln bestimmen sollen. Wir können den Vorwurf nur als einen ungerechten, ja böswilligen bezeichnen, daß in dem Wesen des Christentums die Freiheit der Völker nicht genügend gewahrt sei, ein Vorwurf, welcher durch die ganze Geschichte desselben widerlegt wird. Das Christentum ist allerdings für die bestehende Gewalt, es widerspricht einem gewaltsamen Umsturze derselben, und erlaubt auch den bedrängten Untertanen nicht, sich ihrer ungerechten Herren mit ungerechten Mitteln zu entledigen. Aber es liegt in ihm eine solche Macht der Befreiung und Erlösung, daß da, wo es zur Herrschaft gelangt ist, eine Willkürherrschaft

nicht bestehen kann. Es setzt den Menschen nicht auf einmal in den Besitz aller politischen Freiheiten; aber es zieht sie zu denselben heran. Es bekämpft die Tyrannei unter allen Formen und Gestalten, es begnügt sich nicht mit dem bloßen Namen, sondern gibt das Wesen. Alle Regierungsformen erkennt es als rechtmäßige und berechnete an, aber es will alle durchdringen und weihen, es will alle vor dem Mißbrauche, vor Auswüchsen der Tyrannei und Anarchie bewahren. Es stellt die Regierenden und die Regierten, das Volk und die Hirten des Volkes unter dasselbe Gesetz des Gehorsams gegen Gott und der Liebe gegen den Nächsten.“ Der zweite, größere Teil des Buches (S. 183—444) gibt eine „Übersicht über die Weltgeschichte“, steht aber „in keinem notwendigen Zusammenhange mit dem ersten oder allgemeineren Teile“ und „macht keinen Anspruch darauf, die nähere Ausführung desjenigen zu sein, was der erste Teil in seinen allgemeineren Umrissen gezeigt hat“, was auf so engem Raume auch nicht genügend hätte geleistet werden können (S. IV); es sollte aber durch die Beifügung dieses gedrängten Abrisses der Geschichte den Wünschen mancher Leser entsprochen werden.

Nächst diesem Buche ist die in demselben Jahre in der Tübinger Theologischen Quartalschrift (1850, S. 179—248) erschienene Abhandlung: „Die germanischen und romanischen Völker in ihrem Verhältnisse zur Kirche“ zu nennen, in welcher Gams die „alte Sage“ resp. Phrase einer Beleuchtung unterziehen will, für die Völker deutschen Stammes sei der Protestantismus die angemessene Religion, wie für die Romanen die katholische Kirche und für die Slaven die griechisch-schismatische Glaubens- und Kirchenform. Zur Würdigung dieser einfältigen Behauptung, die bei vielen Protestanten zur fixen Idee geworden ist, sollen die Vorgänge des 16. Jahrhunderts, welche zu der seitherigen Glaubensspaltung geführt haben, eingehend untersucht werden. Zuerst wird der Satz beleuchtet, die romanischen Völker seien gegenüber den germanischen absterbende, im Niedergang begriffene Völker, und sie seien eben deshalb bei der ebenso beschaffenen katholischen Kirche geblieben. In Wirklichkeit zeigen die romanischen Völker in Bezug auf Erhaltung ihrer Nationalität, besonders gegenüber den Deutschen, eine sehr starke Lebenskraft (Vordringen der romanischen Sprachgrenzen, S. 187 ff.). In Bezug auf die religiöse Seite der Frage aber kann man vielmehr mit Recht sagen (S. 192): „Ihnen [den romanischen Völkern] sagt die römische Kirche nicht darum zu, weil sie selbst gealtert, weil sie an geistiger und sittlicher Kraft hinter den Germanen zurückstehen — nein darum, weil sie selbst in der alten Kirche bleiben wollten, weil keine äußere

Gewalt sie aus der alten Kirche hinauslog, hinausbetrog, hinausängstigte, hinausschlag und hinauszwang. Oder vielleicht — denn gewiß können wir es nicht sagen, — weil die feine List und die unfeine Gewalt bei ihnen einen siegenden Widerstand gefunden hätte, einen Widerstand, vor welchem jene Gewalt erlegen wäre, welche einem großen Teile der germanischen Völker ihre Kirche abgerungen und entwunden hat.“ — Hierauf folgt (S. 192 ff.) die Betrachtung der Protestantisierung der germanischen Völker. Die Art, wie England (S. 195 ff.) von seinen Regenten durch die scheußlichsten Gewaltmittel protestantisch gemacht wurde, ist gewiß die schlagendste Widerlegung jener Phrase von der natürlichen Angemessenheit der protestantischen Religion für den germanischen Geist. Im Angesichte der historischen Tatsachen, bemerkt Gams abschließend (S. 203), „wird ein gerechter Mann doch nicht behaupten, daß das englische Volk die Reformation mit Freuden aufgenommen habe. Nein — sie wurde ihm aufgedrungen und aufgezwungen. Über dem Blutgerüste errichtete sich der Bau der Hochkirche.“ Von Schottland (S. 203 ff.), das in politischem Interesse durch einen hochverräterischen Adel protestantisiert wurde, (Darstellung dieser Vorgänge und des wüsten und unehrlichen Treibens des finsternen Fanatikers Knox und des von ihm fanatisierten Pöbels), läßt sich ebensowenig sagen, daß es freiwillig die alte Kirche verlassen habe. In Holland (S. 218 ff.) „gelangte die Reformation ebenso auf politischem Wege zum Siege, wie in England und Schottland. Der Abfall von Spanien und der Krieg mit Spanien, aus welchem Holland siegreich und selbständig hervorging, brachte die Reformation zum Siege.“ Auch in der Schweiz (S. 220 ff.) war die Gewalt von oben maßgebend; die Stellungnahme der Machthaber in den Städten und Kantonen entschied über die künftige Religionszugehörigkeit der betreffenden Gebiete. In Deutschland (S. 222 ff.) waren es ebenso die Fürsten, welche die Religionsänderung ihrer Untertanen bestimmten. Teils ging man dabei mit Gewalt vor; teils durch Betrug des unwissenden Volkes, wo man demselben, wie in Kursachsen, durch vorläufige Beibehaltung der äußeren Formen des Gottesdienstes weiszumachen suchte, es sei nichts wesentliches geändert worden. Nach der eingehenden Darstellung des Verfahrens in verschiedenen deutschen Ländern „mögen wir uns zur Genüge überzeugt haben, daß das Volk von Deutschland die Reformation nicht mit offenen Armen aufgenommen habe, sondern daß sie ihm aufgezwungen wurde von seinen weltlichen Fürsten.“ Die Protestantisierung von Dänemark, Norwegen und Island (S. 240 ff.) und die des schwedischen Volkes, dem unter Gewalt und durch eine schändlich unehrliche Politik von Gustav Wasa

der Protestantismus aufgezwungen wurde, gibt erst recht kein der gegnerischen Behauptung günstiges Bild.

Einer der tätigsten Mitarbeiter war Gams sodann um dieselbe Zeit an der von den Professoren der Hildesheimer theologischen Lehranstalt¹⁾ herausgegebenen „Theologischen Monatschrift“, die leider nur während den beiden Jahren 1850 und 1851 erschien, dann mit der Motivierung aufgegeben wurde, daß es den Herausgebern bei der zu schwachen Beteiligung sonstiger Mitarbeiter nicht mehr möglich sei, dieselbe neben ihren Amtsgeschäften fortzusetzen. Gams lieferte eine Anzahl von größeren Artikeln historischen und praktischen Inhalts, eingehende Besprechungen historischer Werke und die regelmäßigen politisch-zeitgeschichtlichen Betrachtungen unter dem Titel „Blick in die Zeitgeschichte.“

„Glaube und Unglaube im 18. und 19. Jahrhundert“ (Theol. Monatschrift, 1. Jahrg. 1850, S. 18—59) ist der gehaltreiche und beachtenswerte erste größere Beitrag, den er schon im 1. Hefte erscheinen ließ. Die Betrachtung beginnt mit einem kurzen Rückblick auf die sogenannte Reformation, deren naturgemäßes Entwicklungsprodukt der moderne Unglaube unter den protestantischen wie unter den katholischen Völkern ist. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte im protestantischen Deutschland der Rationalismus die Vorherrschaft. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte infolge der eingetretenen Schicksalsschläge teilweises Besinnen, bei stetem Hin- und Herschwanke zwischen Glauben und Unglauben. Die Entwicklung geht über den Vulgärrationalismus nach zwei Seiten hinweg, entweder zum positiven Christentum zurück, oder zur offenen, nackten und konsequenten Irreligiosität weiter, zum Pantheismus und offenen Atheismus. Dabei wird betont, daß auch die Entwicklung zum radikalsten Unglauben vom protestantischen Standpunkte aus nur eine berechtigte Anwendung des Grundsatzes von der „freien Forschung“ ist (S. 26). Der größere Teil der Arbeit beschäftigt sich aber dann (S. 26 ff.) mit den entsprechenden Erscheinungen in katholischen Ländern, mit dem Einfluß der sogenannten Reformation oder des „reformierenden“ Geistes auch unter den katholischen Völkern, wie derselbe sich zunächst mehr auf indirekten Wegen geltend machte. Hier war, wie Gams sehr zutreffend ausführt (S. 30 ff.), „die Knechtschaft der Kirche durch die weltliche Gewalt“, wie sie seit der Kirchenspaltung nach protestantischem Muster auch in den katholischen Ländern aufkam, „die erste Quelle des Unglaubens“. „Wir mögen nicht in

¹⁾ 1850: Alzog, Gams, F. W. Koch, Mattes, G. J. Müller. An Stelle von Müller trat im Jahrg. 1851 J. Schwethelm.

Abrede stellen“, erklärt er (S. 31 f.), „daß wir den größeren Teil des Unglaubens, der Freigeisterei, der freisinnigen Schwärmerei und Aufklärungswut, der wir im vorigen und im gegenwärtigen Jahrhunderte in katholischen Ländern begegnen, in Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, daß wir dieselbe ableiten von der Knechtschaft der katholischen Kirche in den katholischen Ländern durch die weltliche Gewalt. . . Die Aufhebung des Jesuitenordens durch die weltliche Gewalt in Portugal (1759), in Frankreich (1764), in Spanien und Neapel (1767), in Parma und auf der Insel Malta (1768), wozu man nachher die Kirche als eine gehorsame und untertänige Magd ihre Einwilligung zu geben nötigte (1773), diese gewaltsame und tyrannische Tat des 18. Jahrhunderts ist nicht die einzige, sie ist nur die am meisten in die Augen fallende Tatsache aus der Zeit des aufgeklärten Despotismus der weltlichen Gewalt, welche beweiset, daß die Kirche im Stande der Erniedrigung und der Knechtschaft lag. Nachdem ihre Lebensadern wie unterbunden, ihre freie Strömung und Bewegung in den katholischen Ländern ihr entzogen, nachdem ihre vermeintlichen Schutzpatrone, die weltlichen Fürsten, dem Unglauben und der Aufklärung in Sachen des Glaubens verfallen waren, so mußte in Folge ihres unbeschränkten Waltens und Gebahrens, es mußte notwendig der christliche Glaube jene tiefen und schmerzlichen Niederlagen erleben, wie wir sie in dem vorigen und in diesem Jahrhundert erlebt haben. Die Kirche kann nur insoweit wirken, also nur soweit den Glauben pflanzen, pflegen, bauen, als sie frei ist. Aber man denke, um sich von ihrer Knechtschaft in dem freisinnigen 18. Jahrhundert zu überzeugen, an die hartnäckigen, widerwärtigen und immer fruchtlosen Kämpfe, welche die Päpste dieses Jahrhunderts mit den bourbonischen Höfen führten, in welchen sie sich vergeblich bemühten, mit den „geliebten Söhnen“ der Kirche in ein leidliches Verhältnis sich zu setzen, die schon lange aus Söhnen und Schützern der Kirche deren Bedrücker und Widersacher geworden waren.“ „Durch das ganze Jahrhundert“, heißt es dann weiter (S. 32 f.), „derselbe traurige Anblick einer in Ketten gelegten und umsonst an ihren Ketten klirrenden Kirche. Die Rechte, die Ansprüche, die Macht, welche in den protestantischen Ländern die weltlichen Fürsten als oberste Bischöfe ausübten, die übten zum größten Teile die katholischen Fürsten in katholischen Ländern aus. Die Reformation, ihre Geister hatten in den katholischen Ländern ihren fühlbaren und sichtbaren Rückschlag ausgeübt. Daher leiten wir zu einem großen Teile den überwuchernden Unglauben des Zeitalters. Man reformierte, man schaffte ab von Oben herab, man dekretierte hinzu und hinweg, weil man die Gewalt in Händen

hatte, weil es so süß und reizend war, überall und in allem die Hände zu haben, alles zu regieren. Weil man ungestraft und durch lange Zeiten herab das große Wort geführt hatte, so fuhr man in der Weise getrost und folgerichtig fort, wie man angefangen hatte.“ — Diese „zahme“ Revolution von oben hat der wilden Revolution, insofern diese neben dem Thron sich auch gegen die Religion richtete, die Wege gebahnt (S. 33 ff.) Die Kirche wurde in ihren Lebensregungen durch die Staatsgewalt in den katholischen Ländern geknechtet; dafür war Freiheit für die Verbreitung der von Frankreich ausgehenden ungläubigen Literatur (S. 35 ff.). Eine teilweise Mitschuld an der Entwicklung der Verhältnisse trug auch der Klerus, durch untätige Schwäche oder feige Unterwürfigkeit unter den unberechtigten Druck, teilweise auch durch Verweltlichung (S. 43 f.). In Frankreich trat die große Revolution ein (S. 45 f.) als „der Ausbruch des inneren, in der europäischen Gesellschaft niedergelegten und angesammelten Krankheitsstoffes“ und richtete sich naturgemäß ebenso gegen die göttliche wie gegen die menschliche Ordnung, gegen Christus wie gegen die Fürsten der Völker. Die Wiederherstellung des Bestandes der Kirche in Frankreich durch Napoleon (S. 46 ff.), wenn sie auch nur aus Politik, im wohlverstandenen eigenen Interesse, nicht aus religiöser Überzeugung geschah, war von großer Bedeutung auch für die Erhaltung und Neubelebung des christlichen Glaubens in der ganzen Welt. Dazu kam die Schwere der Zeit, welche die Völker zu Gott zurückführte. Nur die Fürsten hatten „nichts gelernt und nichts vergessen“ und gebahrten sich nach der „Restauration“ gegen die Kirche wieder wie vorher. Dem Aufschwung der Kirche in Frankreich nach der Restauration der Bourbons folgte ein neuer Ansturm gegen sie in der Julirevolution von 1830; die Bedrückung unter dem Julikönigtum diente ihr aber nur zur Stärkung. Langsamer wurde es in Deutschland besser (S. 53 ff.). Von 1815—37 war der Stand der kirchlichen Angelegenheiten ein kläglicher; das kirchliche Leben und der Glaube war unter den Gefrierpunkt herabgesunken, die Kirche vollständig vom Staate geknechtet, die Bischöfe als untergeordnete, den Ministerien untergebene Staatsbeamte betrachtet. „Wer die Lage des kirchlichen Lebens vor dem Jahre 1837 in Deutschland beachtet“, urteilt Gams (S. 55), „wird zugestehen müssen, daß die Dinge nicht fern von einem möglichen allgemeinen Abfalle von der Kirche zu stehen schienen. Schüttelt heutzutage jemand über diese etwas kühne Behauptung den Kopf, so möge er sich erinnern, daß in ähnlicher Weise zu andern Zeiten ganze Länder und Völker von der wahren Kirche losgerissen wurden, bei welchen unmittelbar vor ihrem Abfalle ein lebendigeres Interesse für den Glauben, eine viel größere An-

hänglichkeit an die Kirche sich vorfand. Was vermag nicht unter allen Umständen eine unbehinderte und unbeschränkte fürstliche Gewalt gegenüber der Lahmheit und Lauheit der Katholiken — gegenüber einem Glauben, der den Namen hat, als lebte er, und ist tot, weil er keine Früchte trägt und kein wahres geweihtes Leben schafft.“ Das war die Zeit, in welcher die preußische Regierung es mit Erfolg wagen konnte, die rheinischen Bischöfe durch die berüchtigte Instruktion in Sachen der gemischten Ehen zu hintergehen, um dadurch erfolgreich den Bestand der Kirche zu schädigen. Aber als die Not auf das höchste gestiegen war, „da fing sich die List in ihren eigenen Netzen“ und sandte Gott den Helfer in der Person des großen Bekenners Clemens August von Köln, und von jenem ewig denkwürdigen 20. November 1837 an begann ein Aufleben des religiösen Geistes im katholischen Deutschland, das niemand mehr für möglich gehalten hätte. Die allgemeinen Verhältnisse wurden allerdings nur schrittweise besser, unter Kampf und Mühen und im Gegensatz gegen die revolutionären Bewegungen der vierziger Jahre. Im Jahre 1850 konnte Gams die Lage beurteilen (S. 56 f.): „Wie unendlich viel uns heute noch in Deutschland fehlt, daß wir unsere kirchlichen Zustände für erfreulich und blühend erachten könnten, das ist aller Welt bekannt. Aber wahrhaftig, wir stünden heute unvergleichlich tiefer, wenn jenes große Ereignis nicht das eingeschlafene Leben allenthalben wachgerufen hätte. Wie verschieden auch die kirchlichen Zustände in den verschiedenen Teilen des katholischen Deutschlands sein mögen, wie mannigfach sich Glauben und Unglaube, Gleichgiltigkeit und Eifer für die Sache Gottes und seiner Kirche begegnen mögen, und gegenseitig aufzuheben scheinen, wir dürfen wenigstens soviel behaupten, daß die Dinge in dem katholischen Deutschland seit jener Großthat nicht zum Schlimmern, sondern zum Bessern sich gewendet. Langsam und allmählich regt, wehrt und erkräftigt sich das Gute — ja nicht selten scheint es wieder hinabzusinken, zu erliegen unter der Wucht seines Gegensatzes. Gott, der die katholische Kirche in Deutschland bisher geschützt und erhalten, er möge ihren Glauben von jetzt an mehren, und ihr wahres Leben wenn auch durch Kampf und bittere Tage stärken und befestigen.“ Es folgen noch einige Worte über Spanien und Italien. Spanien hat sich als katholisches Volk auch unter unwürdiger Regierung bewährt; Italien bietet zur Zeit ein schmerzliches Schauspiel. Zum Schluß wird das Ergebnis der ganzen Rundschau dahin zusammengefaßt (S. 58 f.): „Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erlebte der Glaube auch in katholischen Ländern überall schwere und tiefe Niederlagen. Im laufenden Jahrhundert rangen Glaube und Unglaube einen heißen Kampf; — beide erlebten Nieder-

lagen — in vielen Gegenden stand der Glaube wieder auf — einzelne Schichten der Gesellschaft wandten sich zum entschiedenen Unglauben. Aber, sagen wir, kein einziges katholisches Volk in Europa ist heutzutage in seiner Mehrheit ein ungläubiges. Darauf, auf dem Glauben in dem Herzen der katholischen Völker ruhen unsere Hoffnungen einer bessern Zukunft.“

„Die schwierige Stellung der katholischen Presse“ behandelt ein späterer Aufsatz (Theol. Monatschrift, 1. Jahrg. 1850, S. 301—314). Die Hoffnungen, welche gütendekende Katholiken auf die neue Preßfreiheit setzten, als 1848 die Zensur, die besonders schwer und ungerecht auf der katholischen Presse lastete, gefallen war, sind bis dahin nur „zum geringsten Maße, sie sind weit unter der allgemeinen Erwartung in Erfüllung gegangen.“ Der Aufsatz will die Gründe dafür darlegen, aber auch auf die Lichtblicke hinweisen, „welche der Zustand der katholischen Presse in Beziehung auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darbietet.“ Als Hauptgrund des hinter den Erwartungen zurückbleibenden Erfolges war die zu geringe Unterstützung von seiten der Katholiken zu bezeichnen, auch solcher, die sonst gute und eifrige Katholiken sein wollen, die aber aus Gewohnheit lieber antikatholische Blätter weiter halten, weil ihnen dieselben angeblich mehr bieten als die katholischen, oder weil sie überall verbreitet sind und allgemein gelesen werden. Das sogenannte „gebildete“ katholische Publikum insbesondere findet es vornehmer oder auch opportuner, die gegnerische Presse zu lesen, als die katholische. Schluß (S. 314): Es sei zu hoffen, daß Trägheit und Vorurteil auf katholischer Seite gegen die katholische Presse mit der Zeit schwinden mögen, so daß dieselbe, entsprechend unterstützt, werden könne, „was sie zu sein berufen ist — eine geistige Macht gegen die Übel des Zeitgeistes.“

Die umfangreiche Arbeit über „die Volksmission“, die sich in sieben Artikeln durch die beiden Jahrgänge der Theol. Monatschrift hindurchzieht, knüpft an den Schluß der Abhandlung „Glaube und Unglaube“ an: Die Hoffnungen auf den im Herzen der katholischen Völker noch lebenden Glauben haben sich in Deutschland bewährt, in der freudigen Bereitwilligkeit, mit welcher das katholische Volk in ganz Deutschland überall die abgehaltenen Volksmissionen aufgenommen hat und der Einladung gefolgt ist, auch in den Gegenden, die geistig am verwahrlostesten schienen, in denen alles religiöse Leben erstorben und vertrocknet zu sein schien. Gams entwickelt in dieser Artikelreihe die Bedeutung der Missionen für das religiöse Volksleben und widerlegt die Ein-

¹⁾ 1. Jahrg. 1850, S. 541—57; 750—65; 956—66; 997—1011. 2. Jahrg. 1851, S. 26—44; 113—126; 640—54.

wendungen, welche eine nachhaltige Wirkung bezweifeln. Der 1. Artikel (1850, S. 543 ff.) führt den Satz aus: „Die Volksmission gibt dem Volke den verlorenen oder nie empfundenen innern Frieden, das unaussprechliche Glück eines guten Gewissens.“ Der 2. Artikel (S. 750 ff.) handelt von der Zeitgemäßheit der Volksmission. Bei der Gleichgiltigkeit, mit welcher besonders in den letzten Jahren vor der Revolution viele Katholiken dem Glauben und der Kirche gegenüberstanden, bei der vielfach herrschenden religiösen Unwissenheit, und insbesondere auch im Hinblick auf die Verrohung der heranwachsenden Jugend muß man durchaus die Volksmission als ein zeitgemäßes Heilmittel bezeichnen. Die Revolution hat dem Volke große Versprechungen und große Worte gebracht, aber dann blieb es beim Alten oder wurde vielfach schlimmer als zuvor. (S. 761): „Nachdem die wildesten Wasser der Bewegung abgelaufen, nachdem sich die lautesten und vordringlichsten Volksbeglückter etwas heiser geschrien, oder sonst kleinlaut geworden, nachdem der erste entsetzliche Lärm sich in etwas gelegt, nachdem der aufgewirbelte Staub sich etwas verzogen hat; da tritt die Kirche in die Mitte der Hoffenden, der Enttäuschten und der Hoffnungslosen, und wendet sich an dasselbe Volk, das ihr abwendig gemacht werden sollte und zum Teil wurde.“ Hierauf gibt der 3. Artikel (S. 956 ff.) eine Übersicht der bei der Mission behandelten Gegenstände, und zwar so, wie dieselben bei der von den PP. Schlosser, Roder und Wertenberg S. J. vom 29. Sept. bis 13. Oct. 1850 zu Schwäbisch Gmünd gehaltenen Mission ausgeführt wurden, sowie nach dem von den PP. Schlosser und Roder am weißen Sonntag und den folgenden Tagen zu Haigerloch durchgeführten Plane. Die weiteren Artikel gehen auf einzelne Punkte praktisch ein; der letzte (1851, S. 640 ff.) handelt von der Erneuerung und Erhaltung der Früchte der Mission.

In den „Ostergedanken auf das Jahr des Heiles 1851“ (2. Jahrg. 1851, S. 275--286) wird eine herrliche, kraftvolle Osterbetrachtung geboten, mit dem christlichen Ostergedanken beginnend, dann auch die politische Lage der Gegenwart betrachtend Rückkehr zum Glauben an den auferstandenen Erlöser ist das einzige Heilmittel für die vielfach trostlosen Zustände.

„Wann war es besser?“ fragt ein anderer Aufsatz (2. Jahrg. 1851, S. 737—754). Das von den Zuständen der Gegenwart unbefriedigte Gemüt wendet gern den Blick auf eine bessere Vergangenheit und Zukunft. Gams will nun hier zum Troste für die Gegenwart darauf hinweisen, daß auch in den Blütezeiten, so selbst in den ersten Zeiten des Christentums, den drei ersten Jahrhunderten, die man so gern als eine Idealzeit zu betrachten pflegt, neben dem Lichte doch auch jederzeit noch

viel Schatten war, „daß das Reich Gottes in seiner Herrschaft und Herrlichkeit noch nicht dagewesen ist.“ Schatten fanden sich selbst noch bei Lebzeiten der Apostel in den von ihnen gegründeten und noch persönlich geleiteten ersten Christengemeinden. Anführung der bekannten Beispiele aus dem Neuen Testament und aus der Kirchengeschichte der nachapostolischen Zeit.

Eine bedeutendere, für Gams charakterische Meinungsäußerung ist wieder sein Aufsatz: „Die christliche Monarchie“ (2. Jahrg. 1851, S. 803—826). Er erklärt sich hier gegen die Anschauung von der „idealen Republik“ als der vollkommensten Staatsform, wie sie in der Gegenwart auch vielen sehr konservativen Geistern vorschwebt. Der Grund für die Neigung dazu ist teils in dem vielleicht unbewußt nachwirkenden Einfluß der Schullektüre der alten Klassiker, teils in dem Hang zur Herrschucht zu suchen. „Ideale Republiken“ waren aber auch die des klassischen Altertums keineswegs, wie sich das die schwärmende Jugend wohl so vorstellt. (S. 818): „Die ideale Republik bleibt ein Traum, der so wenig verwirklicht wird, wie die platonische Republik. Die wahre Wirklichkeit — das ist die christliche Monarchie; und die Geschichte arbeitet in dem Laufe der Zeiten darauf hin, diese Monarchie immer mehr zu verwirklichen.“ In der Übersicht über die bestehenden Republiken wird über die Schweiz bemerkt, mit Rücksicht auf die dortige Behandlung der Kirche (S. 821): „Die freie Republik der helvetischen Eidgenossenschaft wird uns wohl Niemand, wegen ihrer langen Dauer und wegen ihrer schätzenswerten Freiheiten, als eine Musterrepublik gegenüber der Monarchie entgegenhalten. Will jemand eine Musterkarte von großen und kleinen, von Dorf, Stadt- und Landtyrannen beaugenscheinigen, der gehe in die freie Schweiz. In solcher Unzahl sind dort die Tyrannen angesessen, daß die Schweiz die ganze Welt mit Despoten versehen könnte, ohne daß die zu Hause gebliebenen freien Schweizer eine Erleichterung des Druckes fühlten.“ Der Aufsatz schließt mit der praktischen Anwendung (S. 826): „Euch freisinnigen Philistern aber geben wir den Rat, ehe ihr von der Vortrefflichkeit der republikanischen Staatsverfassung radotieret, euch einmal eine solche Republik im Leben anzusehen. Kommt dann wieder ein Sturm, wie im Jahre 1848, so werdet ihr vielleicht einen Wall bilden um die Throne von Gottes Gnaden. Wo nicht, und wir trauen euch allerdings das Schlimmste zu, und rückt ihr wieder unter dem Vortritte eurer Proletarier gegen die Throne an, und lasset ihr wieder die Krone der Hohenzollern an dem Abgrunde rollen, vermöget ihr es aber dennoch nicht, trotz der derben Fäuste eures Vortrabes, die Thronen umzuwerfen; so seid wenigstens nicht so unverschämt, zu sagen, das Volk —

d. h. wir der freisinnige und gesinnungstüchtige Pöbel, ist freiwillig vor den Thronen stehen geblieben.“

Der Aufsatz: „Die Völker und ihre Heiligen“ (2. Jahrg. 1851, S. 891—909) handelt von den Schutzheiligen der christlichen Völker, deren Anrufung und Fürbitte.

Aus der Rezension des Werkes von Augustin Theiner, der Kardinal Johann Heinrich Graf von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, Primas von Belgien und sein Kampf für die Freiheit der Kirche und der bischöflichen Seminarien unter Kaiser Joseph II., Freiburg i. B. 1850 (2. Jahrg. 1851, S. 232—245) sei das Urteil über den Josephinismus hervorgehoben. Nach Anführung eines Urteils der Wiener Kirchenzeitung über das Theiner'sche Werk führt Gams fort (S. 233):

„Wir haben lange gegen den Josephinismus geeifert, wir haben ihn in seiner Feindseligkeit gegen die Kirche zu enthüllen gesucht. Wir haben aber nicht von ferne geahnt, daß dieses System nicht bloß den vollständigsten Unglauben, ein wahrhaftes Heidentum der sich selbst vergötternden und Gott lästernden Staatsallmacht, sondern auch einen diabolischen Haß gegen das Christentum und gegen die Kirche in sich getragen habe. Wir schauen in die Tiefen einer Verworfenheit, die uns mit Grauen erfüllt. Es will uns bedünken, daß die reformierenden Josephiner jener Zeit auf demselben Standpunkt mit jenen standen, die man zu den französischen Akademikern zählt. Damit wollen wir den getäuschten, mißbrauchten und verführten Kaiser Joseph nicht auf dieselbe Linie mit seinen Josephinern stellen. Mit diesen verglichen ist der Kaiser der unschuldige Joseph. Um sich von dem zu überzeugen, muß man die vorliegende Schrift ganz lesen.“ Es folgt dann eine spezielle Übersicht über die Ereignisse, auf Grund des Werkes.

Endlich seien noch die schon erwähnten „Blicke in die Zeitgeschichte“ berührt, die Gams in Form politischer Leitartikel am Schluß der einzelnen Monatshefte zu geben pflegte. Dieselben sind jetzt nicht mehr alle von gleichem Interesse, da sie sich teilweise nur mit vorübergehenden Zeitereignissen befassen; andere dagegen berühren allgemeinere und wichtigere Fragen; überall aber zeigt sich derselbe klare Blick, derselbe feste Standpunkt und entschieden kirchliche Sinn, den wir schon an dem jungem Professor Gams wie an dem späteren P. Pius so hochschätzen. Eine kurze Übersicht über diese Artikel mit Hervorhebung charakteristischer Stellen dürfte nicht ohne Interesse sein. „Der Götzendienst der Nationalität“ wird in dem ersten Artikel „Zur Zeitgeschichte“ (Theol. Monatschrift, 1. Jahrg. 1850, S. 154—161, datiert vom 2. Jan. 1850) einer Beleuchtung unterzogen, wie dieser Götzendienst insbesondere im

Revolutionsjahre 1848, und zwar hauptsächlich bei den Deutschen, Italienern und Magyaren, sich geäußert hatte, von denen jeder sich selbst für das erste Volk der Welt ansah. Schluß (S. 161): „So begegnen wir allenthalben dem gleichen Geiste der Vergötterung des Volkstumes. Welches ist dann die erste, die vortrefflichste Nation, wenn jede für sich die erste sein will? Offenbar keine. Und wenn jede für sich auf den ersten Rang Anspruch erhebt, so führt das zum Kampfe aller gegen alle, von welchem wir eben in den zwei letzten Jahren Zeugen gewesen sind. Daß sodann dieser Volksgötzendienst zur Feindschaft gegen den Gott der Christen, wie gegen das Christentum und dessen Trägerin, die Kirche, umschlagen müsse; daß eine Selbstvergötterung unmöglich sei, ohne daß dadurch der wahre und eine Gott Himmels und der Erde zurückgestellt wird, das liegt in der Natur der Sache; und wir haben davon in der letzten Zeit traurige Erfahrungen gemacht. Daß endlich in diesem Streben der Nationalität auch sehr viele Berechtigung und Wahrheit liege, und daß wir nur gegen den Götzendienst des Volkstums ankämpfen werden, werden wir später zu zeigen Gelegenheit haben.“ — Der „Blick in die Zeitgeschichte“ vom 13. Febr. 1850 (1. Jahrg. 1850, S. 345—349) handelt von der Niederwerfung der Revolution von 1848 in den verschiedenen Ländern durch das Militär, das sich überall gut hielt. Aber für die Dauer kann der Geist des Umsturzes durch Waffengewalt nicht niedergehalten werden. Darum die erste Mahnung (S. 349): „Mögen die Regierenden, die in den Tagen der Not es so oft bekannt und beklagt haben, daß die Religion aus den Gemütern des Volkes verschwunden, daß namentlich die bisherige Jugenderziehung eine verkehrte und verderbliche sei, mögen sie einsehen und anerkennen, was zu ihrem und zum allgemeinen Besten dienen wird. Ohne Glauben kann man die Gesellschaft weder gründen noch zusammenhalten. Ohne Glauben an Gott und eine künftige Vergeltung kann man auf die Länge ein Volk nicht regieren. Möchten sie darum, so weit es an ihnen liegt, den Glauben ungehemmt walten lassen, möchten sie die Bande, welche eine ungläubige Staatsomnipotenz um den Leib der Kirche gelegt hat, lösen. Die freie Kirche allein wird die tiefen Wunden heilen, an denen die heutige Gesellschaft darniederliegt. Sonst dürften die letzten Dinge ärger sein als die ersten.“ — Die nächsten Artikel handeln über „Thiers und Montalembert“ (1. Jahrg. 1850, S. 437—440); „Die Großdeutschen auf dem kleindeutschen Tage zu Erfurt“ (ebd. S. 512 bis 516); „Lord Palmerston und das europäische Gleichgewicht“ (ebd. S. 612—615); „Wie gewonnen, so zerronnen“ (ebd. S. 714—717; in Bezug auf die Folgen der jüngsten Revolution: „Zerronnen ist viel, gewonnen nichts; und die Länder befinden

sich am besten, die am wenigsten Geschäfte in dem Artikel ‚Revolution‘ gemacht haben“); „Wahrheit und Phrasen“ (ebd. S. 787—791). — Eine Betrachtung über die Elemente, welche zu der Revolution von 1848 mit notwendiger Folge führen mußten, bietet der Artikel vom 17. Sept. 1850 (S. 892—899). Die Hauptschuld trug der Bureaokratismus; trotzdem wirken auch nachher diejenigen, denen die Erhaltung und Wiederherstellung zukommt, vielfach schon wieder in einer Richtung, als wenn sie gar nichts aus den Vorgängen gelernt hätten (S. 896): „Während jedermann sehen muß, das bißchen Religion, das sich bis zum Jahre 1848 im Volke erhalten und woran allein die provisorische Rettung des Jahres 1849 sich geknüpft hat, sei dem bißchen Einfluß zu verdanken, welcher der Kirche geblieben war: so will man jetzt, als ob man allen Verstand verloren hätte, diese teils geradezu totschiagen, teils so lähmen, daß ihre Wirksamkeit Null sei. Letzteres namentlich durch Entfernung derselben aus der Schule. Die bisherige Volksschule, nur zum Teil staatliche, zum Teil auch kirchliche Anstalt, hat die Jugend auch nur zum Teil verderbt. Jetzt soll die Volksschule ausschließlich Staatsanstalt und somit die Jugend entchristlicht, d. h. gänzlich, bis in den Kern hinein, verderbt werden.“ Der gegenwärtige Zustand in Deutschland und die Aussichten für die Kirche seien nicht vielversprechend. — Der Artikel „Katholische Politik“ (ebd. S. 986—990) richtet sich gegen die Kurzsichtigkeit zum Teil ganz guter und wohlgesinnter Katholiken, die aus falsch verstandenem Idealismus dagegen sind, daß die Katholiken darnach streben, daß von Seiten der Regierungen auch ihre Interessen in billiger Weise berücksichtigt werden. — Sehr beachtenswert ist wieder der in Briefform gehaltene Artikel „Rom und England“ (ebd. S. 1069—1076), der sich mit der Restitution der katholischen Hierarchie in England beschäftigt, dabei gelegentlich auch ein kräftiges Wort gegen das Reformertumwesen der damaligen Zeit sagt, das durch Konzessionen an den „Zeitgeist“ die der Kirche entfremdeten Elemente noch gerade zurückhalten oder wieder gewinnen zu können glaubte. Die Wiederherstellung der englischen Hierarchie wird als eine „1. an sich weise, 2. dem englischen Staate gegenüber berechtigte Maßregel“ verteidigt. Auf die Einwendung des vorausgesetzten Korrespondenten, ob die Maßregel nicht etwa inopportun gewesen sei und manche Katholiken Englands zum Abfall von der Kirche veranlassen könne, „um mit Regierung und Volk und öffentlicher Meinung Frieden zu halten“, bemerkt Gams (S. 1071 f.): „Ich glaube aber, Sie haben das nur scherzweise gesagt, weil Sie wissen, wie sehr ich mich über derartige Argumente, werden sie im Ernste vorgebracht, zu entrüsten

pflge. So muten alle jene, denen Torheit und Eitelkeit im gleichen Maße beschieden ist, der Kirche zu, dies und jenes aufzugeben, was ihnen nicht gefällt und nicht behagt; widrigenfalls werden sie sich genötigt sehen, auszutreten, um ihre religiösen Bedürfnisse anderswo zu befriedigen. Will man sich allgemein oder, wie man zu sagen pflegt, wissenschaftlich ausdrücken, so argumentiert man folgendermaßen: Da zwischen dem Geiste Christi und dem Geiste der Zeit eine gar zu große Differenz besteht, so muß die Kirche, will sie nicht nach und nach von der Mehrzahl der Gebildeten verlassen werden, den in ihr wohnenden Geist Christi bedeutend zurückdrängen, an die dadurch leer gewordene Stelle den Geist der Zeit aufnehmen und sofort in diesem und jenem Stücke diesen wirken, jenen aber ruhen lassen. Da Sie in der Regel nicht viel entgegneten, wenn ich diese verkehrte, von der Heuchelei aber sorgfältig herausgeputzte Anschauung mit aller mir zu Gebote stehenden Heftigkeit brandmarkte wie sie es verdient: so hoffe ich, Sie würden mir im vorliegenden Falle eine ernsthafte Entgegnung selbst dann gerne erlassen, wenn Sie Ihre Frage im Ernste aufgeworfen hätten.“ Zum Ausgangspunkt zurückkehrend, meint er dann, es sei auch nicht zu befürchten, daß die englische Regierung aus dieser Veranlassung eine neue Katholikenverfolgung in Szene setzen werde. Die unter den englischen Protestanten, die doch gar nicht davon berührt werden, ob die katholischen Kirchenvorsteher apostolische Vikare oder Bischöfe heißen, erregte Aufregung sei das künstliche Erzeugnis weniger Fanatiker, „mehr ein papierener als reeller Lärm“ (S. 1074). „Entgegen Sie, ich werde mich getäuscht haben, so kann ich das zugeben, muß aber dann allen Ernstes die Frage an Sie stellen, ob es denn möglich sei, daß Sie irgend etwas Gutes deshalb unterlassen wünschen, weil über dessen Ausführung ein fanatischer und fanatisierter Pöbel murrte, tumultuiert und schreit.“ Gerade der Tumult, den die Maßregel erregte, und die alles Maß und alle Vernunft überschreitende Pöbelhaftigkeit desselben muß umgekehrt dahin führen, daß wir jene Restauration „für eine ganz vortreffliche durch und durch gute Maßregel halten.“ — Aus dem Jahrgang 1850 seien im Anschluß an diese „Blicke in die Zeitgeschichte“ noch die unter gesonderten Titeln erschienenen Aufsätze erwähnt: „Das neue bayerische und preußische Vereinsgesetz, in ihrem Verhältnisse zu kirchlichen Vereinen und Versammlungen“ (S. 376—390), und der die Freude über die Rückkehr des Papstes aus seinem freiwilligen und doch notgedrungenen Exil in seine Stadt Rom ausdrückende Artikel: „Pius IX. Papa Redux“ (S. 473—482).

(Fortsetzung folgt im nächsten Jahrgange.)